

Jürgen P. Rinderspacher
Institut für Ethik und angrenzende Sozialwissenschaften (IfES)
der Westfälischen-Wilhelms-Universität Münster

**„Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ -
Zeitpolitik zwischen gesellschaftlichen Zeitstrukturen und
individueller Verantwortung**

Vortrag in der Hochschule Coburg am 16. Oktober 2012
Schriftliche Fassung zur Veröffentlichung

I.

„Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ – so lautet wie sie vielleicht wissen der Titel eines abendfüllenden Films von Florian Opitz, der zurzeit gerade in den Kinos zu sehen ist. Außer Beiträgen in Film und Fernsehen findet man inzwischen eine fast unübersehbare Fülle von Einführungen in das Zeitthema in Buchform, ebenso wie allgemeine und spezielle Ratgeber über den effizienteren und zugleich weniger stressigen Umgang mit der Zeit im Büro oder in der Familie. Und fast immer verstehen sich die Autorinnen und Autoren als Suchende – sie forschen nach eben jener Zeit, von der wir, wie der Filmtitel suggeriert, allgemein annehmen, dass wir sie früher einmal hatten und sie uns dann aus irgendeinem Grunde auf irgend eine Weise abhandengekommen sei. Das bedeutet ja im Umkehrschluss, dass es früher einen Zustand oder eine Epoche gegeben haben müsste, in der uns die Zeit gehört hat oder wir zumindest glaubten, sie zu besitzen und über sie verfügen zu können. „Wir“ – das könnte die Gesellschaft als Ganze sein oder wir als Individuen oder wir als beides – als Personen, die Teil der Gesellschaft sind.

Es scheint, wenn man den Gedanken weiter verfolgt, also einstmals so eine Art Goldenes Zeitalter gegeben zu haben, in dem die Welt, jedenfalls was den Umgang mit der Zeit angeht, gewissermaßen noch in Ordnung und besser als diejenige war, in der wir heute leben. Die Suche nach der verlorenen Zeit – wie man weiß ein Romantitel von Marcel Proust – ist im Verlauf der letzten zwei, drei Jahrzehnte tatsächlich zu einer Großen Erzählung geworden, hat geradezu mythologische Verklärungen erfahren. Inzwischen ist im Anschluss hieran auch häufig statt von der Suche nach der *verlorenen* Zeit die Rede von der Suche nach der *gewonnenen* Zeit (Auer et al. 1990). Damit ist unter anderem gemeint, dass wir ja eigentlich, gegenüber früheren Epochen, viel Zeit gewonnen haben. Denn die hoch modernen postindustriellen Gesellschaften zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie infolge der enormen Entfaltung der Produktivkräfte sehr viel verfügbare Zeit für die Menschen freigesetzt haben, sodass heute eine einzige Person nicht selten das Hundert- oder Tausendfache an Produkten in der gleichen Zeit herstellen kann, wie ein Arbeiter vor hundertfünfzig Jahren. Schon die sozialen Utopisten und nicht zuletzt Karl Marx hatten seinerzeit prognostiziert, dass sich durch diesen enormen Schub der Produktivkräfte die Arbeitszeiten drastisch verringern würden und damit tendenziell immer mehr Arbeit eingespart werden könnte, die dann den Menschen als Freizeit zur Verfügung stünde.

Wenn wir die Bücher heutiger Autoren über den Umgang mit der Zeit lesen oder uns den genannten Film anschauen, reiben wir uns die Augen und stellen fest, dass der angekündigte zeitliche Segen doch entweder ganz ausgeblieben ist oder zumindest an uns vorbeigegangen zu sein scheint. Jedenfalls scheint unser alltäglicher Kampf gegen das zeitliche Ungemach und den Frust, der sich daraus ergibt, der These von der *gewonnenen* Zeit augenscheinlich zu widersprechen. So suchen wir also weiter nach der Zeit, über die wir nach den epochalen technischen und gesellschaftlichen Umbrüchen der vergangenen anderthalb Jahrhunderte doch eigentlich verfügen sollten. Und die genannten Bücher und Filme wollen uns bei dieser Suche nach der gewonnenen Zeit helfen.

Wie gewonnen, so zerronnen? Ich denke nicht. Vielmehr haben wir eine Reihe von Chancen, die Zeit für uns selbst und für die Gesellschaft als Ganze besser zu gestalten. Ich denke es lohnt sich, da einmal genauer hinzuschauen und danach zu forschen, ob und wenn ja wie es möglich sein könnte, die an für sich gar nicht so schlechten Voraussetzungen für einen befriedigenderen Umgang mit der Zeit zu verbessern. Was können wir selbst in unserem Alltag dazu beitragen, die gewonnene Zeit zu entdecken und für uns nutzbar zu machen? Welche Voraussetzungen muss die Gesellschaft hierfür schaffen? Über beides – die Strukturen zu verbessern ebenso wie in der alltäglichen Betroffenheit selbst in das viel zitierte Hamsterrad der weiter zunehmenden Beschleunigung unseres Alltags einzugreifen – darüber möchte ich mit Ihnen, liebes Auditorium, heute sprechen.

II.

Die Bücher über den besseren Umgang mit der Zeit beziehungsweise unser Unbehagen damit lassen sich ganz grob in zwei Typen einteilen: Da sind zum einen diejenigen, die das Unbehagen am Umgang mit der Zeit als Strukturproblem thematisieren und zumeist auch skandalisieren. Sie sehen zu allererst *gesellschaftliche Ursachen* am Werke, so etwa die Dynamik der Märkte, die Jagd nach Profiten aber auch verkrustete Strukturen innerhalb der einen oder anderen Institution. Diese ziehen die ganze Gesellschaft in einen Strudel immer effizienterer Zeitverwendung hinein, aus denen der Einzelne sich nur schwer befreien kann. Es sind zwar Akteure die hier handeln – institutionelle wie personale Akteure –, aber sie alle unterliegen gewissen Zwangsgesetzen, denen sie sich nicht wirklich entziehen können, höchstens temporär oder in einigen gesellschaftlichen Nischen. Jedenfalls nicht, wenn der Akteur – sei es eine Person oder ein Unternehmen – sich nicht an den Rand der Gesellschaft stellen oder spürbare wirtschaftliche Verluste hinnehmen oder gar eine Pleite riskieren will.

Ich selbst habe Mitte der 1980er Jahre in einem Buch mit dem bezeichnenden Titel „Gesellschaft ohne Zeit“ (Rinderspacher 1985) auf solche Zwänge zu immer höheren Geschwindigkeiten hingewiesen und den Mechanismus, der diesem Phänomen zugrunde liegt als die „infinitesimale Verwendungslogik der Zeit“ bezeichnet: das heißt wir gewinnen Zeit durch den Wegfall von Aufwand an menschlicher Arbeit für die Herstellung eines Produkts, aber mit dieser gewonnenen Zeit werden wir etwas anfangen, das wiederum unter dem Imperativ der möglichst effizienten Verwendung dieser Zeit steht – wodurch wir Zeit gewinnen, deren Verwendung wieder unter dem Imperativ der möglichst effizienten Verwendung der Zeit steht und so weiter, ad Infinitum. Das betrifft nicht nur unsere Erwerbsarbeit, sondern auch unsere Freizeit, die wir komplementär zu einer hoch durchrationalisierten Arbeitswelt ebenfalls gerne möglichst effizient nutzen und auskosten wollen. Diese Zusammenhänge in Bezug auf unser Freizeitverhalten hat S.B. Linder bereits in den 1970er Jahren beschrieben und spricht von „inferiorem Freizeitverhalten“ dann, wenn die Freizeitaktivität nicht mit einem relativ hohen Maß von Güter- und Dienstleistungskonsum verbunden sei (Linder 1973). In der Tat haben wir Schwierigkeiten, uns vorzustellen – so, wie ich es früher mit meiner Großmutter gern getan habe –, uns in unserer Freizeit einfach nur so mal aus dem Fenster zu lehnen und einen halbe Stunde auf die Straße zu schauen, am Besten mit dem Dackel an der Seite. Heute erscheint es demgegenüber angemessener, seine Freizeit hochwertiger, das heißt im Tennisclub, in der Ski-Halle, im Fitnessstudio oder mit Shopping zu verbringen. In seinem viel

zitierten Buch „Beschleunigung“ hat Hartmut Rosa (2005) weitere Mechanismen aufgezeigt, die die Gesellschaft in eine weitere Beschleunigung zwingen. Auch Fritz Reheis (2003) verstehe ich so, dass er den gesellschaftlichen Zwängen die entscheidende Rolle bei Phänomenen der zeitlichen Entfremdung zuweist.

Es wäre nun aber eine unzulässige ökonomistische Reduktion, würde man als den Motor der Beschleunigung, der wir alle ausgesetzt sind, allein die Dynamik der Märkte ansehen (Rinderspacher 2001; Rosa 2005). Von den genannten Autoren tut dies auch niemand. Denn natürlich spielen in diesem Zusammenhang ebenso soziokulturelle Faktoren eine erhebliche Rolle, also das jeweilige kulturelle Umfeld eines Landes. Und zu dem gehören ja auch die allgemeinen Regeln des Umgangs mit der Zeit. Wahrscheinlich ist einigen von Ihnen die empirische Untersuchung von Robert Levine (1999) bekannt, in der er beobachtete, mit welchen unterschiedlichen Geschwindigkeiten die Menschen ganz normale Alltagstätigkeiten in verschiedenen Kulturen verrichten. Dabei untersuchte er sowohl hoch entwickelte als auch weniger entwickelte Gesellschaften. Bekannt sind ja auch die Unterschiede in Bezug auf die üblichen täglichen Unterbrechungen der Arbeit, wie etwa die Siesta oder die Teepause in England wie auch die wöchentlichen Unterbrechungen des Alltagslebens am Sabbat, am islamischen Freitag und natürlich am Sonntag. Wie man hier erkennen kann, haben die jeweiligen religiösen Wurzeln eines Kulturkreises einen großen Einfluss auf das Zeitverhalten der Menschen. Es macht auch einen Unterschied, ob eine Kultur protestantisch, katholisch oder säkular geprägt ist. Zwei meiner Kollegen und ich haben das einmal in einer Studie zu den Wochenhöhepunkten in 15 Ländern der Welt untersucht (Rinderspacher et al. 1994). Innerhalb dieser Kulturkreise haben die Menschen einen mehr oder weniger großen Spielraum, über die Gestaltung ihrer Zeit selbst zu entscheiden oder nicht. Insbesondere in den sehr stark von Traditionen beherrschten Kulturen ist dieser Spielraum allgemein recht klein, der Alltag ist von zahlreichen religiösen Vorschriften, Geboten und Verboten geprägt. Dagegen ist der Spielraum in den weithin säkularisierten Gesellschaften des Westens eher groß – was einerseits eine Befreiung zugunsten des Individuums darstellt, andererseits aber auch viele neue Probleme erzeugt. Dazu gehört vor allem das Problem, nun für die Folgen des Umgangs mit der Zeit selbst verantwortlich zu sein.

Damit komme ich zu der zweiten Art von Zeit-Büchern, nämlich solchen, die beim Individuum ansetzen. Sie fragen danach, wie der Einzelne in einer zeitlich schwieriger gewordenen Alltagsumgebung mit vielen zeitlichen Freiheiten aber auch mit vielen neuartigen zeitlichen Zwängen bestehen und seine Ansprüche und Bedürfnisse besser durchsetzen kann, ohne dabei physisch und/oder psychisch krank zu werden. Die Strukturen, die dazu führen, werden zumeist nicht analysiert und hinterfragt, sondern als weithin unveränderbar vorausgesetzt. Unter diesen Vorzeichen geht es hier eigentlich um Resilienz-Strategien – das heißt um die Frage, wie sich der Einzelne an ein gefährliches soziales Umfeld möglichst intelligent anpassen kann. Es geht darüber hinaus aber auch um die Gewinnung neuer Ressourcen für die Durchsetzung eigener Interessen, vorwiegend durch Veränderungen des eigenen Sozialverhaltens. Hier wird dann häufig eine effektivere zeitliche Organisation des Alltags empfohlen, ebenso wie Entspannungsübungen, Mentaltrainings oder die Einrichtung von zeitlichen Oasen, in denen man den Belastungen vorübergehend ausweichen und sie ganz vergessen kann (Seiwert 2011). Die Leitfrage ist, wie man die vielen und anspruchsvollen Lebensziele, die man hat, in seinem eigenen begrenzten Leben unterbringen kann. Allerdings

propagieren einige Autoren inzwischen auch das „Down-Shifting“: Das heißt bei den Lebenszielen anzusetzen, die gebildete und gut verdienende Menschen sich im Allgemeinen stecken und hier etwas abzuspecken, um einer der zentralen Zeitfallen – dass man nämlich viel mehr Wünsche in seine begrenzte Lebenszeit hineinprojiziert, als diese es zeitlich erlaubt – zu entgehen.

Ausgangspunkt ist dabei mehr oder weniger ausgesprochen die Tatsache, dass unser Leben zeitlich begrenzt ist. Daher sollen wir, wie uns schon der römische Philosoph Horaz empfiehlt (23 v. Chr.), den „Tag pflücken“. „Carpe diem“, das heißt die uns jeden Tag gegebene Zeit wertzuschätzen und die Möglichkeiten, die er uns bietet, auszukosten.

III.

Diese beiden Ansatzpunkte der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Zeit weisen uns auf ein Grundproblem hin, indem sie einerseits die Frage aufwerfen, auf welche Weise wir unsere Zeit dereinst verloren haben – eher durch strukturelles oder individuelles Versagen – und andererseits, wo und wie wir die verlorene Zeit wiederfinden können, auch wenn wir die vorfindlichen Zeitstrukturen als gegeben hinnehmen und uns einfach innerhalb des gesetzten Rahmens nur anders verhalten. Ich meine allerdings, dass dies nicht wirklich gegensätzliche Dinge sein müssen. Denn einerseits tritt uns die gesellschaftliche Zeitordnung, in die wir hineingeboren werden, als ein scheinbar unumstößlicher Bestandteil der gesellschaftlichen Rahmenordnung gegenüber, ähnlich wie ein Naturgesetz. Doch andererseits tragen wir durch unser tägliches Verhalten im Umgang mit der Zeit immer wieder zur Bestätigung der geltenden Zeitordnung bei. Was also hält uns davon ab, so zu sein wie wir doch eigentlich sein möchten: Freundliche Menschen, die ihre Zeit im Griff haben und sich nicht von den äußeren Umständen hetzen lassen?

Indem wir in unserem individuellen täglichen Zeithandeln Teil des Ganzen sind, sind wir als Akteure – sowohl als Individuum als auch als Organisation, etwa als Wirtschaftsunternehmen – durchaus in der Lage, Zeitstrukturen, die uns nicht gut tun, zu verändern. Im Kern sind dies nebenbei bemerkt alte Grundfragen der Sozialwissenschaften nach der Rolle von Sozialstrukturen und sozialem Handeln bzw. nach dem Verhältnis von Gesellschaft und Individuum. Ich kann dies hier nicht weiter vertiefen. Auf jeden Fall steht fest: Suchen – hier nach der verlorenen bzw. nach der gewonnenen Zeit – *können nur Akteure*. Es fragt sich dann, wenn wir auf der Suche nach der verlorenen Zeit sind, auf welche Weise wir suchen sollten und ebenso wichtig: Wo, an welchen Topoi, an welchen Orten, sollten wir nach der verlorenen bzw. gewonnenen Zeit suchen? Und worin eigentlich manifestiert sich dieses Verloreensein?

Ich möchte Ihnen nun anhand dreier aktueller gesellschaftlicher Handlungsfelder zeitpolitischer Verantwortung erläutern, wo und auf welche Weise problematische Zeitstrukturen mit individuellem Alltagshandeln zusammentreffen. Und wo somit auf der einen Seite die Verantwortung des Einzelnen gefordert ist, auf der anderen Seite die Verantwortung von großen Institutionen bzw. Organisationen wie Unternehmen, Gewerkschaften, Kirchen oder dem Staat.

1. Die Sonntagsruhe und das Freie Wochenende

An jedem Freitag verabschieden wir uns von unseren KollegInnen am Arbeitsplatz ebenso wie von unseren KommilitonInnen mit der Formel „Schönes Wochenende!“. Darin steckt der Wunsch und die Hoffnung, eine gute Zeit zwischen Freitagnachmittag und Sonntagabend zu haben: Für die eigene Erholung, für die Pflege sozialer Beziehungen und um in vielen kleinen Dingen, die hoffentlich am Wochenende anders laufen als sonst, zu erfahren, dass der Sinn des Lebens mehr als ständige Arbeit sein kann.

Damit passt die Zeitinstitution des Freien Wochenendes eigentlich besser in unsere Gesellschaft, als je zuvor (Becker 2006). Denn angesichts der allorts von Arbeitgebern aber auch Hochschulen und anderen Institutionen erwarteten zeitlichen, räumlichen, sozialen und sonstigen Flexibilität benötigen die Menschen mehr denn je einen regelmäßigen zeitlichen Fixpunkt, an dem sie mit anderen Menschen an anderen Orten oder am Heimatort zusammenkommen können. Jeder kann sich dabei selbst ausmalen, worauf es ihm oder ihr dabei besonders ankommt.

Mancher erinnert sich vielleicht noch an früher – an stinklangweilige Sonntage ebenso wie an schöne Ausflüge mit Papa und Mama auf dem Rad oder ergiebige Shoppingtouren am Samstag. Inzwischen ist das Freie Wochenende längst keine gesicherte Zeitinstitution mehr, vielmehr ist der Samstag als geschützter freier Tag weithin erodiert, jedenfalls verfügen nur noch wenige Arbeitnehmer regelmäßig über ein komplett freies Wochenende. Das hat mehrere Ursachen: Da sind erstens die Ansprüche des produzierenden Gewerbes, vor dem Hintergrund des internationalen Wettbewerbes die Maschinen und Anlagen besser ausnutzen zu können, das heißt sie möglichst rund um die Uhr und ohne Unterbrechung laufen zu lassen. Zweitens sind da die Ansprüche des Einzelhandels, möglichst zu jeder Tageszeit ihre Verkaufsstellen offen halten zu können; ein wichtiges Argument ist hierbei zunehmend der Internethandel geworden, der ja bekanntlich keinen Ladenschluss kennt. Und drittens führten nicht zuletzt soziokulturelle Veränderungen und ein damit verbundener Wertewandel in den vergangenen Dekaden zu einer weit verbreiteten Mentalität, der zufolge möglichst Alles und Jedes zu jeder Zeit verfügbar sein sollte. Die Logik des Internets kommt diesem Bedürfnis stark entgegen.

Die Entwicklung tendiert zu einer weitgehenden Nivellierung der Unterschiede zwischen den Werktagen und dem Wochenende wie auch zwischen Tag und Nacht. Hinzu kommt im Zuge eines fortschreitenden Individualisierungsprozesses bei vielen Menschen ein starkes Bedürfnis nach individuellen Zeitverwendungsmustern, also weg von einem zeitlichen Gleichschritt der gesamten Gesellschaft (Rinderspacher 2000).

Diese grobe Skizze unseres ersten zeitpolitischen Problemfeldes zeigt, dass hier mindestens zwei Kräfte wirken, auf welche die Dynamik der Zeitinstitution Freies Wochenende zurückzuführen ist: Nämlich wie eingangs gezeigt strukturelle Faktoren, wie die wirtschaftliche Logik der modernen Marktgesellschaft, die dazu tendiert, ein zeitliches Gebilde wie das Freie Wochenende in Frage zu stellen. Auf der anderen Seite steht „unser“ Verhalten gegenüber dieser Zeitinstitution und damit unsere Mitverantwortung für deren Erhalt oder aber deren weitere Erosion – aber vielleicht

auch deren Wandel hin zu etwas Neuem. Der ethische Konflikt begegnet uns zum Beispiel bei den in allen Bundesländern gestatteten Öffnungen der Läden an mehreren Sonntagen im Jahr, darunter auch an den Adventssonntagen.

Doch wer ist in diesem Zusammenhang eigentlich „wir“, die wir eine Verantwortung tragen? Das sind zum einen unsere Politiker, die die Gesetze erlassen, nach denen sich die Sonntagsöffnungen richten. Und das sind Gerichte, die, wie vor zwei Jahren im Bundesland Berlin, entscheiden, dass nicht alle Adventssonntage freigegeben werden dürfen, sondern dass Sonntagsöffnungen Ausnahmen bleiben müssen. Das sind darüber hinaus naturgemäß die Kirchen, die ihren Protest erheben ebenso wie die Gewerkschaften.

Verantwortlich sind aber auch wir als Individuen, die solche verkaufsoffenen Sonntage nutzen oder nicht. „Stellt Euch vor es ist verkaufsoffener Sonntag, und keiner geht hin!“ Das Individuum in seiner Rolle als Verbraucher hätte hier zumindest theoretisch eine enorme Gestaltungsmacht – und man könnte schon morgen damit anfangen. Natürlich, solange man in der Rolle des Verbrauchers ist und nicht in der der Verkäuferin, der zugemutet wird, im Extremfall an keinem der Adventssonntage zu Hause sein zu können, besteht kein wirklich zwingender Anlass zum Boykott. Die sozialen und sonstigen Kosten der Sonntagsarbeit werden also dem teilnehmenden Individuum nicht spürbar in Rechnung gestellt und insofern besteht, sofern man nur seinen eigenen Zeitwohlstand im Auge hat, nicht wirklich ein Handlungsdruck.

Wem das als Studierendem/er zu weit weg ist, der/die sei an die eigene Studienarbeit erinnert. In den vergangenen Jahren haben immer mehr Bibliotheken ihre Öffnungszeiten erheblich erweitert, auf den Sonntag ebenso wie auf die Nachtstunden. Man kann hier sehr schön zeigen, wie ökonomische Zwänge und der soziokulturelle Wandel ein Bündnis eingehen: Der Universität erspart das sehr häufig Erweiterungsbauten für die überfüllten Bibliotheken durch eine so genannte „zeitliche Entzerrung“ – das heißt durch die Verteilung der Nutzungszeiten über einen größeren Zeitraum -, den Studierenden kommen erweiterte Öffnungszeiten entgegen, weil sie ihrem ohnehin geübten Arbeitsverhalten, das weithin zeitlich entgrenzt ist, jedenfalls zum Teil entsprechen. Nicht, dass ich nicht auch selbst meine Diplomarbeit vorwiegend Nachts und gern auch am Wochenende geschrieben habe – es macht jedoch einen Unterschied, ob diese Sonntags-Zeiten gewissermaßen hoch offiziell von den *Behörden* frei gegeben oder diese Zeiten im stillen Kämmerlein genutzt werden. Ich sehe hier vor allem die Gefahr einer institutionell unterstützten Einübung der jüngeren Generation in einen weithin entgrenzten Arbeits- und Lebensrhythmus in der Arbeitswelt, der sich nahtlos in die heute von den Startup-Unternehmen aber auch von großen Konzernen zunehmend geforderte Auflösung der Zeit-Grenzen zwischen der Erwerbsarbeit und der persönlichen Sphäre einreicht.

2. Internet und Social Media

Damit sind wir bei unserem zweiten Feld, dem Umgang mit den nun ja schon länger nicht mehr so „Neuen“ Medien. Sie haben neben vielem anderen auch unseren persönlichen Zeithaushalt auf weiten Strecken revolutioniert (Beck 2003). Dass

einem das überhaupt noch auffällt, ist sicher nicht zuletzt eine Frage der Generationszugehörigkeit, denn viele unter Ihnen, meine Damen und Herren, werden sich kaum noch an eine Zeit ohne Handy und Computer erinnern können. Aus zeitpolitischer beziehungsweise zeitethischer Sicht fallen hier vor allem zwei Probleme auf: Zum einen das durch das Handy bzw. Smartphone hervorgerufene Problem der *allzeitigen Erreichbarkeit* und damit großenteils auch allgegenwärtigen Verfügbarkeit. Zum anderen fällt das Problem der erheblichen *Beschleunigung unserer Handlungen* durch einen – vielleicht ja auch nur vermeintlichen Zwang - zu erhöhten Reaktionsgeschwindigkeiten im Netz auf.

Wenn ich hier von Problemen spreche, bin ich mir bewusst, dass möglicherweise intergenerationell eine große Kluft besteht zwischen dem, was wir in diesem Zusammenhang als Problem ansehen wollen und was nicht. Aus meiner Sicht ist es schon sehr nervig, immer und für jeden dauernd erreichbar zu sein. Das Mobiltelefon hat gewissermaßen die Beweislast umgekehrt: Galt es zu Zeiten des stationären Telefons als völlig normal, sich nicht ständig in der Umgebung eines Anschlusses aufzuhalten (und daher auch vergebliche Anrufe starten zu müssen, bis man eine Person erreicht hatte), so muss sich diese „Zielperson“ heute dafür rechtfertigen, dass sie zeitweise weder online noch auf dem Handy zu sprechen war.

Aber das sehen andere Menschen, die in einer anderen Situation sind, oft ganz anders. Ältere Leute zum Beispiel, die sich vereinsamt fühlen, freuen sich über fast jede Kontaktaufnahme, auch über den Anruf des Handwerkers. Sie sitzen damit eigentlich im selben Boot mit den Jugendlichen, für die ein Leben ohne Facebook und wie auch immer geaddete friends gewissermaßen sinnlos ist. Damit wird deutlich, dass Internet und neue Medien nicht in erster Linie eine *technische* Neuerung darstellen, sondern eine *soziale* Innovation sind, das heißt ein neues Ding, an dem man schlicht gerne teilhaben möchte. Der altvordere Medienforscher Marshall McLuhan sagte bekanntlich schon in Bezug auf Rundfunk und Fernsehen: „The Medium ist he message“ – nicht der Inhalt, sondern das Medium selbst ist die Botschaft. Und an dieser Botschaft möchte man teilhaben, also verausgabt man dafür einen Teil seiner Lebenszeit. Doch schon morgen kann das etwas ganz anderes sein, das als „hipp“ betrachtet wird und daher wert erscheint, viel Lebenszeit darein zu investieren.

Ein Zeitproblem in Bezug auf die Neuen Medien ist jedenfalls, dass in der eng und immer enger vernetzten Kommunikation von Facebook und Twitter der eigene Zeitverbrauch, der ja entsprechend dem Individualisierungsbedürfnis eigentlich selbstbestimmt sein soll, mehr und mehr von dem Medium als solchem im Zuge eines Zwangsmechanismus der eingegangenen Kommunikationsform dominiert wird. Denn jedes Mitglied der Netzwerke will mehr oder weniger anspruchsvoll mit seinen täglichen Botschaften beachtet und gegebenenfalls unterstützt und beraten werden. Das tendiert zu einem Wachstum der Inanspruchnahme, somit zu einer erhöhten Zeitbindung für Internetkommunikation und deren mediale und immediale Folgen. Solange dieser Mechanismus vom Individuum noch kontrolliert werden kann und solange es daran Gefallen findet, in das Kulturphänomen Internet beziehungsweise Social Media stark involviert zu sein, ist daran kaum etwas auszusetzen. Jedenfalls sofern sich der Drang nach Teilhabe an der Netzkommunikation nicht zum Suchtverhalten auswächst, was bekanntlich immer häufiger der Fall ist: Fünfhunderttausend Menschen in Deutschland gelten inzwischen als computersüchtig.

Problematischer erscheint mir die Anwendung in der Bürokommunikation. Früher musste man hier einen erheblichen Teil des Tages mit zeitaufwändigen Telefonaten zubringen. Demgegenüber bringen die geschriebenen Informationsblöcke für sich zwar einen zeitlichen Rationalisierungsgewinn in die Kommunikation. Aber eben durch diesen erhöht sich zugleich das Nutzungspotential dieser Kommunikationstechnologie – was in der Regel dazu genutzt wird, um an einem Tag mehr Kommunikationspartner als bisher zu erreichen. Es handelt sich dabei gewissermaßen um einen kalkulierten zeitlichen Rebound-Effekt. Der Arbeitsanfall bzw. die Ausbringungsmenge in der Bürokommunikation kann damit erheblich gesteigert werden. Wir haben dann mehr Menschen öfter zu kontaktieren und somit auch mehr Entscheidungen zu treffen als früher.

Das Internet als Rationalisierungsinstrument der Bürokommunikation würde sich eigentlich dazu eignen, Zeit für anderes frei zu setzen als für Erwerbsarbeit oder mit anderen Worten: Wenn wir das gleiche in kürzerer Zeit leisten, könnten wir eigentlich früher nach Hause gehen und hätten damit Zeit für uns gewonnen. Die Logik der entwickelten Marktgesellschaften tendiert aber dazu, bei gleichbleibender Arbeitszeit uns mehr Aufgaben zuzuweisen. Die gewonnene Zeit geht so wieder – jedenfalls für uns als Privatmenschen – verloren. Wenn wir also im Sinne meiner Eingangsbemerkungen auf der Suche nach der gewonnenen Zeit sind, wäre hier ein guter Ort, einmal nachzuforschen, wo sie geblieben ist. Hier zeigt sich erneut der grundlegende Mechanismus der modernen Gesellschaften im Umgang mit ihrer Zeit, den ich vorhin als den der infinitesimalen Verwendungslogik der Zeit angesprochen habe (Rinderspacher 1985).

Es geht aber nicht nur um den Umfang der Zeit, die wir im Netz verbringen, es geht auch oder besonders um die Eigen-Kontrolle über unsere Zeit: Werde ich in meiner Zeitverwendung überwiegend von anderen Dingen oder Personen bestimmt oder bestimme ich darüber selbst? Klar ist, dass wir nicht überall über unsere Zeit selbst bestimmen können und auch gar nicht wollen. Aber aus der Belastungsforschung wissen wir, dass die Kontrolle über die eigene Lebenssituation, zu der auch die Kontrolle über die Zeit gehört, ein wichtiger Faktor zum Erhalt unserer seelischen und damit auch physischen Gesundheit ist. In diesem Zusammenhang sind die Reaktionszeiten, die uns in der Internetkommunikation abgefordert werden, von besonderer Bedeutung.

Wir haben uns zum Beispiel im täglichen Unibetrieb aber auch anderswo ein wahnsinnig hohes Tempo angewöhnt, auf Mails zu reagieren. Man fragt sich gelegentlich, wo die Zeit zum Überlegen der Antworten eigentlich herkommt. Das ist schon in der privaten Kommunikation problematisch. Schnell kann eine unüberlegte Antwort zu Missverständnissen führen, an die sich dann eine rege Folgekommunikation anschließt, von der man nicht weiß, ob sie irgendwann erfolgreich im gegenseitigen Konsens verläuft. Solche Missverständnisse geraten rasch zu schwarzen Löchern der Interaktion, in der die eigene Zeit mehr oder weniger sinnlos verschwindet. Hierzu trägt auch die schriftliche Form der Kommunikation bei. Einerseits nimmt diese Zeitdruck, das heißt Koordinationsarbeit aus unserem Leben heraus – nämlich dadurch, dass wir nicht zeitgleich, sondern zeitlich versetzt kommunizieren können. Die exakte Nachvollziehbarkeit der ausgetauschten Argumente und die damit gegebene Präzision der Kommunikation kann im Gegensatz etwa zu einem Telefongespräch jedoch auch Einfallstor für

endlose Interpretationsmöglichkeiten und damit potentiell zeitraubend sein. Denn Irrtümer und Ungenauigkeiten können vom Kommunikationspartner nicht mehr einfach überhört werden, Nuancen der Botschaft durch Stimme, Gestik und Mimik nicht relativiert werden, wie in der Face-to-Face-Kommunikation. Dass das Netz bzw. Teile davon auf schriftliche Kommunikation angelegt ist und somit nicht vergisst, erscheint unter zeitlichen Gesichtspunkten also ebenso als ein Vorteil wie ein Nachteil.

Wie schnell wir aber auf eine Mail reagieren oder nicht, darüber bestimmen im Wesentlichen wir selbst. Nur weil eine Mail anders als früher ein Brief anstatt ein, zwei Tage nur Sekundenbruchteile zur Übermittlung braucht, müssten wir ihn eigentlich nicht sofort beantworten. Selbst die schnellste traditionelle Briefkommunikation – unter der Bezeichnung „postwendend“ – ließ Zeit zum Überlegen, auch wenn viele eilige Briefe vorlagen. Die technische Zeitvorgabe der Mega-Maschine Internet darf also nicht automatisch den Takt angeben, mit dem wir Nutzer kommunizieren – jedenfalls nicht, wenn wir den Anspruch erheben, Herren und nicht Sklaven unserer eigenen technischen Innovationen sein zu wollen. Im Verlauf der vergangenen zehn, fünfzehn Jahren konnten wir zuschauen, wie sich neue Kommunikationsregeln in einem neuen Medium schrittweise herausgebildet haben. Aber wir waren und sind ja nicht stumme Zeugen: Wir selbst haben als Teil des Systems mit unseren Einzelentscheidungen die ungeschriebenen Verhaltensregeln mitproduziert.

Wer also zwingt uns dazu, mit unserem Zeitverhalten ganz individuell die Logik einer großen Megamaschine zu unterstützen und zu befeuern, die uns erstens zeitlich und räumlich tendenziell immer mehr in ihr Netz einspannt und jede Form der zeiträumlichen Begrenzung von Kommunikation niederreißt? Wenn schon die Bundesarbeitsministerin Betriebsvereinbarungen anmahnt, die Führungskräften das Abschalten ihrer Handys nach Feierabend ermöglichen sollen, darf man wohl davon ausgehen, dass die Entgrenzung von Kommunikation – hier bezogen auf die Entgrenzung von Arbeit und Freizeit – ein Ausmaß angenommen hat, dass der Gesellschaft als Ganzer insgesamt mehr schadet als nutzt.

3. Zeit für die Pflege

Ein gesellschaftlicher Sektor, der sich eigentlich einer strikten ökonomischen Logik entziehen sollte, ist der Pflegebereich, weshalb ich ihn hier abschließend behandeln möchte. Der demographische Wandel bedeutet, wie Sie wissen, dass der Anteil der alten und hochaltrigen Menschen in Deutschland enorm zunimmt. Das bedeutet für die Gesellschaft, dass sie sich überlegen muss, wie sie die Erfordernisse, die damit verbunden sind, in Zukunft bewältigen will. Ein ganz zentrales Erfordernis besteht darin, den Menschen die Zeit zukommen zu lassen, die ihnen ein würdiges Altwerden ermöglicht. Denn gerade im Alter wird Zeit zu einer zentralen Ressource, und zwar in Gestalt der Lebenszeit anderer Menschen, die sich um mich kümmern, wenn ich auf Hilfe angewiesen bin. Zeit von anderen Menschen für die Pflege lässt sich in zweierlei Weise abrufen: Sie kann einmal gewissermaßen geschenkt werden, nämlich als freiwillige private Gabe eines Menschen, der sich um einen Angehörigen kümmert. Oder Zeit für die Pflege kann gekauft werden, und zwar in Gestalt einer Pflegekraft, die täglich die notwendigen „Verrichtungen“ erledigt, also für die Hygiene, das Essen und die Mobilisierung einer pflegebedürftigen Person sorgt. Allerdings

reicht das, was die Pflegekassen zahlen, in der Regel nur für eine Grundversorgung aus – also, wie es im Jargon heißt, für „satt und sauber“. Angesichts der knapp kalkulierten Pflegesätze, die die Sozialkassen für die Pflegearbeit bereitstellen, ist das tatsächlich nicht viel mehr drin als dieses. Gespräche oder gar – wenn Diakonie oder Caritas den Pflegeauftrag wahrnehmen – ein Gebet zu sprechen, ist schon lange purer Luxus. Die Pflegekräfte in der häuslichen Altenpflege müssen dies in der Regel aus ihrer eigenen „zeitlichen Tasche“ bezahlen, das heißt ihre Freizeit dafür aufwenden. Das aber bringt sie angesichts der im Minutenrhythmus getakteten Pflegearbeit nur weiter in Zeitnöte, weil der/die nächste KlientIn schon ungeduldig wartet.

Dass die professionelle Pflegearbeit so unter Zeitdruck steht, wie wir in einer Studie kürzlich erhoben haben (Rinderspacher et al. 2009), hat eindeutig ökonomische Gründe: Jede Arbeitsstunde einer Pflegekraft, die bestellt wird, muss natürlich auch bezahlt werden und davon sind Gespräche und Gebete nicht ausgenommen. Würde man die zeitliche Taktung großzügiger gestalten, müssten die Versicherten – also wir alle, sofern wir erwerbstätig sind – höhere Beiträge für die Pflegeversicherung entrichten. Wenn wir daher unsere Verantwortung in diesem Zusammenhang wahrnehmen möchten, könnten wir das dadurch tun, dass wir bereit sind, einen größeren Teil unseres verfügbaren Einkommens in die Vorsorge für ein würdiges Altern zu investieren. Wie weit die Bereitschaft geht, einen spürbaren *monetären* Beitrag zu mehr Menschlichkeit in der stationären wie in der häuslichen Pflege zu leisten – auch wenn uns bewusst ist, dass wir irgendwann selbst einmal pflegebedürftig sein werden – mag jede(r) selbst beurteilen. Aus gesamtgesellschaftlicher Sicht scheint jedoch die Forderung nach mehr Geld im System der Pflegerversicherung für mehr Zeit – Zeit für die pflegebedürftigen Menschen – unverzichtbar.

Eine andere Möglichkeit besteht wie gesagt darin, einen Teil der eigenen Lebenszeit direkt für hilfebedürftige Menschen einzusetzen, zum Beispiel sich mehrmals wöchentlich um einen Angehörigen oder Nachbarn zu kümmern. Wir könnten unsere knappe Lebenszeit, die hier zur Disposition steht, ja vielleicht auch mit zumindest vordergründig attraktiveren Dingen verbringen. Und tatsächlich scheint es so, dass je attraktiver die Zeitverwendungsalternativen sind, die für eine Person bereitstehen, diese auch umso kalkulierter mit ihrer Zeit umgeht – vor allem auch mit jener Zeit, die sie anderen Menschen widmet. So hat eine Studie von Blinkert/Klie (2006) herausgefunden, dass Menschen mit höherem Bildungsniveau wesentlich weniger Zeit für eine übernommene Pflegeverpflichtung aufwenden, als Menschen mit geringerem beruflichen Status. Darin dürfte sich widerspiegeln, dass etwa AkademikerInnen, die voll im Berufsleben stehen, mehr anderweitige Verpflichtungen beziehungsweise längere Arbeitszeiten haben, aber auch attraktivere Freizeitbeschäftigungen. Jedenfalls gehen sie insgesamt ökonomischer mit ihrer Zeit um, indem sie versuchen, gewissermaßen die Effizienz ihrer kürzeren Anwesenheit bei einem hilfebedürftigen Menschen zu steigern. Dies nicht selten nach der *Maxime*, die man ja auch im Zusammenhang mit Erziehungsaufgaben berufstätiger Eltern in höheren beruflichen Positionen hört, dass es gar nicht so sehr auf die Quantität, sondern auf die Qualität der verbrachten Zeit ankomme.

In Bezug auf die Elternrolle ist das nicht ganz falsch aber zugleich in der Konsequenz höchst problematisch, und das gilt erst recht für den Umgang mit alten und hilfebedürftigen Menschen. So kommt es etwa bei Demenzerkrankten, die

typischerweise möglichst oft und möglichst lange die Nähe eines ihnen besonders vertrauten Menschen suchen, sehr wesentlich auf die Dauer der Präsenz an – das heißt schlicht darauf, anwesend zu sein – und zwar solange wie möglich. Mit diesem zeitlichen Anspruch entfernt sich diese infolge des demographischen Wandels stetig wachsende Gruppe demenzerkrankter Menschen allerdings immer mehr von den zeitlichen Standards einer hoch entwickelten Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft, wie ich sie oben beschrieben habe: Indem ihre Zeitwahrnehmung und vor allem ihr Zeitverhalten sich wieder dem von Kleinkindern annähert, laufen ihre Ansprüche und ihr Verhalten der Logik der effizienten und immer effizienteren Zeitverwendung – der infinitesimalen Verwendungslogik der Zeit – völlig zuwider (vgl. Rinderspacher et al. 2009). So kommt es, dass – jedenfalls nach Meinung derjenigen, die „mitten im Leben“ stehen – diese Menschen für alles viel zu lange brauchen und durch ihre Erkrankung viel zu viel der Lebenszeit anderer Menschen beanspruchen.

Es sind aber nicht nur gesundheitliche, sondern auch technische und soziale Gründe, kurz gesagt unsere viel zu schnelle Lebenswelt, der ganz normale alltägliche Wahnsinn also, der alte Menschen, sobald sie nicht mehr ganz so leistungsfähig sind, Schritt für Schritt weiter an den Rand der Gesellschaft drängt. Denn der Takt unseres Alltagsgeschehens wird im Allgemeinen von derjenigen Gruppe von Menschen dominiert, die wie gesagt, „mitten im Leben stehen“. Das erkennt man besonders gut an den Zeitnormen, die im öffentlichen Raum gelten: Zum Beispiel an der Geschwindigkeit von Rolltreppen, an der Taktung von Ampelhasen und nicht zuletzt an der unausgesprochen erwarteten Reaktionsgeschwindigkeit des Konsumenten an der Kasse eines Discounters. Für ältere Menschen bilden die Zeitstrukturen des öffentlichen Raumes deshalb ein großes Hindernis, sich selbst zu versorgen; sie erleben sich schrittweise, wie sie neben anderen Anforderungen der Alltagswelt auch den zeitlichen nicht mehr gewachsen sind und ziehen sich zurück in die Parallelgesellschaft einer Alltagswelt, in der andere, altersgemäßere Regeln im Umgang mit der Zeit gelten. Damit werden sie aber zunehmend exkludiert und geraten mehr und mehr in das Milieu der Hilfebedürftigkeit hinein, viel früher als das aufgrund ihrer psychophysischen Konstitution eigentlich erforderlich wäre (Rinderspacher et al. 2009).

IV.

Diese unterschiedlichen Bereiche sollten zeigen, dass wir der Zeitkultur, die unseren Alltag prägt, nicht einfach hilflos ausgeliefert sind. Sie sollten zeigen, dass wir es hier sowohl mit dem Verhalten Einzelner zu tun haben, die etwas falsch oder richtig machen, als auch mit harten Zeitstrukturen, die tief in unserem ökonomischen ebenso wie in unserem soziokulturellen System verwurzelt und somit nicht ohne weiteres veränderbar sind.

Um zeitliche Fehlentwicklungen oder gar inhumane Zeitstrukturen zu überwinden und buchstäblich für „bessere Zeiten“ zu kämpfen, muss man daher sowohl an unserem individuellen Verhalten ansetzen als auch an dem Großen und Ganzen. Um verantwortlich mit der Zeit umzugehen – verantwortlich für uns selbst und verantwortlich für die Gemeinschaft – benötigen wir zunächst mehr Zeitkompetenz. Und dies meint unter anderem die Fähigkeit, nein sagen zu können, wo uns zeitliche Zumutungen begegnen. In einer hochgradig verzeitlichten Gesellschaft gehört

Zeitkompetenz nicht mehr zu den gewissermaßen natürlichen Fähigkeiten eines Menschen, vielmehr muss sie Teil des öffentlichen Erziehungsauftrags sein und schon im Kindergarten und der Schule eingeübt werden (Reheis 2007). Nur dann gewinnen wir ein Stück der verlorenen Zeit zurück – das ist immer Zeit für etwas anderes, vielleicht höheres, auf jeden Fall etwas besseres, das wir ganz persönlich mehr bevorzugen als die Zeitbindung an eine andere Sache, der wir gern entkommen beziehungsweise deren Umfang wir reduzieren möchten. Als Individuen ebenso wie als Kollektiv.

Dort wo uns solche Zeitstrukturen begegnen, die wir für nicht menschengerecht halten, liegen die Felder der Zeitpolitik. Auf diesen Feldern zu arbeiten – als Individuum oder als gesellschaftliche Organisation – heißt aber nicht nur, sich auf die Suche nach der verlorenen Zeit zu begeben, sondern auch im Wortsinne neue Zeiten zu kreieren. Denn wahrscheinlich finden wir die verlorene Zeit nicht allein im Rückgriff auf historische Zeiten, die als Ausdruck von gesellschaftlichen Verhältnissen größtenteils unwiederbringlich verloren sind. Und die wir vielleicht auch gar nicht zurückgewinnen wollen, weil sie Ausdruck von restriktiven sozialen Beziehungen und Organisationsstrukturen in jenen vergangenen Epochen waren, auf die wir heute gut und gerne verzichten können. Nicht nur das zweite „Aktionsfeld Internet“ zeigte, dass auf sehr wichtigen Feldern, die unser Alltagsleben in Zukunft bestimmen werden, an jedem neuen Tag die zeitlichen und sonstigen Regeln durch unser eigenes Verhalten und das unserer Mitmenschen mit gestaltet werden. Spätestens hier haben wir keine Ausreden mehr – wir sind mitten dabei.

Literatur

- Auer, Frank v., Geißler, Karlheinz, Schauer, Helmut (Hg.) (1990): Auf der Suche nach der gewonnenen Zeit. Mössingen: Talheimer et al.
- Beck, Klaus (2003): Im Netz der Zeit – Online-Kommunikation, gesellschaftliche Zeitordnung und Zeitbewusstsein. In: Rinderspacher, J.P. (Hg.) Zeit für alles, Zeit für Nichts? Die Bürgergesellschaft und ihr Zeitverbrauch, Bochum: SWI-Verlag, S. 153-178
- Becker, Uwe (2006): Sabbat und Sonntag. Plädoyer für eine sabbattheologisch begründete kirchliche Zeitpolitik. Neukirchen-Vluyn: Neukirchner Verlag
- Blinkert, B., Klie, Thomas (2006): Die Zeiten der Pflege. In: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie, 39. Jg. Nr. 3, S. 201-210
- Levine, Robert (1999): Eine Landkarte der Zeit. Wie andere Kulturen mit der Zeit umgehen. München: Piper
- Linder, Stefan B. (1973): Warum wir keine Zeit mehr haben. Das Linder-Axiom. Frankfurt a. M.: Syndikat
- Reheis, Fritz (2003): Entschleunigung. Abschied vom Turbokapitalismus. München: Riemann
- Reheis, Fritz (2007): Bildung contra Turbo-Schule. Ein Plädoyer. Freiburg: Herder

- Rinderspacher, Jürgen P. (1985): Gesellschaft ohne Zeit. Individuelle Zeitverwendung und soziale Organisation der Arbeit. Frankfurt a. M./ New York: Campus
- Rinderspacher, Jürgen P. (2000): „Ohne Sonntag gibt es nur noch Werktage“. Die soziale und kulturelle Bedeutung des Wochenendes. Bonn: Dietz
- Rinderspacher, Jürgen P. (2001): Zeitdarwinismus oder Zeitpolitik? Der Wert der Beschleunigung in der Zivilgesellschaft. In: Schweidler, W. (Hg.), Werte im 21. Jahrhundert. Baden-Baden: Nomos, S. 251-275
- Rinderspacher, Jürgen P., Herrmann-Stojanov, Irmgard, Pfahl, Svenja, Reuyß, Stefan (2009): Zeiten der Pflege. Eine explorative Studie über individuelles Zeitverhalten und gesellschaftliche Zeitstrukturen in der häuslichen Pflege. Münster: Lit.
- Rinderspacher, Jürgen P., Henckel, Dietrich, Hollbach, Beate (Hg.) (1994): Welt am Wochenende. Entwicklungsperspektiven der Wochenruhetage – ein interkultureller Vergleich. Bochum: SWI-Verlag
- Rosa, Hartmut (2005): Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp
- Seiwert, Lothar (2011): Ausgetickt. Lieber selbstbestimmt als fremdgesteuert. Abschied vom Zeitmanagement. Ariston: München